

Tagungsbericht

Karoline Künkler

Frauen Wissenschaft Natur. Frauenkongreß

Wuppertal, 25.-26. November 1996

Das „Unbehagen von Frauen in der Wissenschaftskultur“¹ war Anlaß und thematischer Leitfaden des Kongresses, der die Verbindung zwischen *Frauen, Wissenschaft und Natur* interdisziplinär aufrollen sollte. Konzipiert und organisiert wurde der Kongreß von Uta von Winterfeld und Meike Spitzner, zwei Vertreterinnen der Wissenschaftlerinnen-Gruppe *FrauenWissen* und beide tätig in der ökologischen Forschung am *Wuppertal Institut für Klima, Umwelt, Energie GmbH*. Im Anschluß an meinen Kongreßbericht werde ich versuchen, aus der Fülle von Anregungen Perspektiven für die kunstwissenschaftliche und kunsthistorische Forschung zu eröffnen.

Einen Überblick erbrachte der erste von insgesamt drei Veranstaltungsteilen, den fünf fachwissenschaftliche Kurzbeiträge eröffneten.²

Uta von Winterfeld (Politikwissenschaften, Wuppertal) stellte mit der Gemeinschaftslehre von Aristoteles eine der politischen Philosophien heraus, die zur Abspaltung des Privaten und zur Ausgrenzung der Frauen aus der politischen Sphäre maßgeblich beigetragen haben. Das aristotelische Modell gründet auf der Trennung und Hierarchisierung der Geschlechter: Polis, die von Männern geprägte staatliche Gemeinschaft, herrscht mit dem *Haus-Herrn* als Mittlerfigur über Oikos, die häusliche Gemeinschaft, in der Frauen die lebenserhaltende Arbeit verrichten.

Für die Philosophie des Idealismus konstatierte Sabine Doyé (Philosophie, Wuppertal), in Anlehnung an die Aufklärungskritik von Theodor W. Adorno und Max Horkheimer, eine Dialektik aus Idealisierung und Diffamierung, die sich sowohl auf die Natur als auch auf die Frauen bezieht. Wird die Natur einerseits als Objekthaftes, als bloßer Stoff diskreditiert, so wird sie andererseits als geschichtslose Lebendigkeit und rein sinnlich-materielle Präsenz nobilitiert: Natur steht dann als Gegenbild einer in sich ruhenden „Einheit“ dem ruhelos-tätigen, entzweiten Geist gegenüber. Das „Schöne“ ist der Schlüsselbegriff, über den der Idealismus nach Doyé die Frau zu einem Zwischenwesen macht, das dank Annäherung auf die herbeigesehnte Einheit von Geist und Natur verweist. Hegel erscheint die Frau deshalb geistlos, amoralisch und damit politikunfähig, während Kant ihr eine angeborene und daher nicht weiter entwickelbare, sittliche Vernunft zuschreibt. Damit, so das Fazit von Doyé, wird die Frau als „Ressource“ geistigen Fortschritts und als „Weltsauberhalterin“ qualifiziert, ohne jedoch als „Weltretterin“ wirken zu können.

Barbara Duden (Soziologie, Hannover) skizzierte die Geschichte der Verbin-

dung zwischen Frau und Natur in Anlehnung an Carolyn Merchants Untersuchung *Der Tod der Natur*.³ Wird die Natur von den Vorsokratikern bis ins 16. Jahrhundert hinein dem Bild der Frau entsprechend als lebendige „*physis*“ – bildhaft: als „schwängere *matrix*“ – verstanden, so kehrt sich diese „Verfäulung“ der Natur“ ab Mitte des 17. Jahrhunderts in eine „Naturalisierung der Frau“ um.⁴ Ähnlich wie die Natur im Zuge des Übergangs vom organischen zum mechanischen Weltbild Studienobjekt der Naturforschung wird, kommt die Frau als integraler Bestandteil des biologischen Systems schließlich im 19. Jahrhundert für den Ressourcencharakter des Menschen schlechthin zu stehen. Die retrospektive Verbürgerlichung der Geschichte ab Mitte des 19. Jahrhunderts führt zu der Auffassung, daß die Frau „immer schon“ typisch naturhaft gewesen ist. Duden resümierte: die Natur habe ihre „zeugende Potenz“ verloren, die – gemäß der Herleitung von lateinisch „*nascitura*“ als „gebären“ gelesen – vormalig im Weiblichen aufgehoben gewesen sei. Geschichte als kritische Geisteswissenschaft, so reklamierte Duden, müsse dieses ehemals vitale, „ganz weibliche *nascitura*“ sichtbar machen.

Einen Blick in die Verkehrsplanung gewährte Meike Spitzner (Politikwissenschaften, Wuppertal). Sie deutete einige Fachtermini als Ausdruck der Gesellschaftsferne einer von Männern dominierten Verkehrswissenschaft.

Die „Natur- und Sozialvergessenheit“ der Ökonomik mündet in Zerstörung – diese Bilanz zog Adelheid Biesecker (Wirtschaftswissenschaften, Bremen) aus ihrer Analyse der Entwicklung der heutigen Wirtschaftswissenschaft. Seit Aristoteles haben Frauen, so Biesecker, für das Produzieren, Verteilen und Verwenden von Lebensmitteln, für Erhalt und Pflege der sozialen wie der natürlichen Welt gesorgt – und damit das Wirtschaften als „Mittel zum Zweck des Lebens“ realisiert. Dagegen ist die moderne Ökonomik selbstzweckhaft ausgerichtet, seit Adam Smith konzentriert sie sich auf den Gelderwerb, klammert das weibliche Wirtschaften aus, nutzt das Soziale und die Natur als „Ressourcen“. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts tritt eine entgrenzte Ökonomik auf den Plan, repräsentiert in David Ricardos Kunstfigur: Sein „*homo oeconomicus*“ ist isoliert, eigennützig, rational, weil an Maximierung von Nutzen orientiert – und nach Biesecker typischerweise männlichen Geschlechts. Gegen die Versuche einer vollständigen Ökonomisierung auch des Sozial- und Naturbereiches und gegen den Entwurf der „gleichgestellten *femina oeconomica*“ setzte Biesecker eine strukturelle „Erneuerung“: diese müsse der Ökonomik ihre sorgerische und lebensunterstützende Funktion „zurückgeben“.

Im Anschluß an die Kurzvorträge fragte Ingrid Breckner (Soziologie, Hamburg-Harburg) nach den Produktionsbedingungen einer feministischen Wissenschaft; sie stellte die Wichtigkeit von Interaktionsfeldern für Frauen zur Entwicklung stabiler berufsspezifischer „Identitätskonstrukte“ heraus.

Der Frage nach dem Zusammenhang zwischen Naturerkenntnis, wissenschaftlicher Rationalität und Herrschaft widmete sich der zweite Teil des Kongresses.

Einen kritischen Blick auf gemeinschaftsideologische Paradigmen warf Christine Kulke (politische Soziologie, Berlin). Kulke optierte für die Entwicklung

von „Arbeitsmilieus“ jenseits von „Systemformalismus“ und „Gemeinschaftskonservatismus“.

Elvira Scheich (Politikwissenschaften, Physik) skizzierte die erkenntnistheoretischen Grundlagen der Naturwissenschaften im 17. und 19. Jahrhundert nach geschlechtertheoretischen Aspekten.⁵ Das neuzeitlich-mechanistische Weltbild im 17. Jahrhundert problematisierte Scheich anhand der Kontroverse zwischen dem Chemiker Robert Boyle und dem Staatstheoretiker Thomas Hobbes. Boyle, Begründer der experimentellen Methode, betreibt Naturbeobachtung als öffentliche Inszenierung allein von Männern: Der Wissenschaftler führt mit einem Apparat ein Experiment vor einem glaubwürdigen Zeugen durch und dokumentiert dann seine Wahrnehmungen. Nach Scheich beschreibt die Experimentalwissenschaft Erkenntnisgewinnung als Prozeß der Kontrolle und Beherrschung – in den Begriffen einer hierarchischen Geschlechterdifferenz. Hobbes mißtraut der sinnlichen Wahrnehmung und definiert Erkenntnis als Ergebnis strengen Denkens. Aber trotz seines radikalen Gleichheitsgrundsatzes – die gleiche Vernunft gilt für die gesamte Welt – bleibt die Geschlechterhierarchie auch bei Hobbes erhalten. Die Frau ist weder in seinem Menschenbild vom „freien Eigentümer“ erhalten, noch kommen ihre reproduktiven Tätigkeiten mit seiner Vorstellung von produktiver Arbeit an der Natur überein. Im 19. Jahrhundert spitzt sich das Streben nach einer Mechanisierung der Objektivität im Apparate-Ideal zu. Aus dem Mißtrauen des Wissenschaftlers gegen das *eigene Innere* erwächst ein Selbstbeherrschungsideal, das sich im Verhältnis der Wissenschaft zu den Frauen auswirkt: Gefühle und Körperlichkeit werden an sie als Repräsentantinnen des *Subjektiven* delegiert. Die Evolutionstheorie schließlich macht Geschichtlichkeit zum Bestandteil des theoretischen Denkens. Entwicklung, so Scheich, gelte nun auch im Geschlechtlichen als Effekt der „kleinen Unterschiede“ und mache männlichen Wesen die produktive Bewegung, weiblichen Wesen das reproduktive Stillhalten zur „Gattungsaufgabe“.

Im dritten und letzten Teil des Kongresses ging es um die Entwurfseite: Wie kann Natur, wie Demokratie aus feministischer Perspektive gedacht werden?

Eine Bestandsaufnahme vorhandener herrschaftskritischer Gesellschaftsentwürfe nahm Barbara Holland-Cunz (Politikwissenschaften, Gießen) vor. Anders als die kritischen Gesellschaftstheoretiker, die, so Holland-Cunz, die Natur von der Gesellschaft aus betrachteten, versuchten essentialistische Entwürfe, die Gesellschaft „von der Natur aus“ zu denken, darunter der zeitgenössische Ökofeminismus, der sich auf das neoanarchistische Konzept einer „sozialen Ökologie“ stützt.

Claudia von Werlhof (Politikwissenschaften, Innsbruck) wollte das Patriarchat als ein „Projekt“ der „Verkehrung“ betrachtet sehen, das zur Realisation der technologischen Utopie von einer männlichen Schöpfungskraft die „Beherrschung“ und intendierte „Zerstörung“ der „selbstschöpferischen Kräfte der Natur“, insbesondere der weiblichen Gebärfähigkeit, anstrebe.

Unbehagen angesichts der tradierten Analogisierung von Frauen und Natur dürften auch Künstlerinnen und Kunsthistorikerinnen empfinden. Beide kön-

nen als *Konfliktfiguren* beschrieben werden: die Künstlerin eingedenk ihres Doppelstatus als „Subjekt und Objekt des Bildes“⁶, die Kunsthistorikerin insbesondere dann, wenn die beschriebenen Mechanismen wissenschaftlicher Erkenntnis, wie nach einem Schachtelungsprinzip, in ihrer Auseinandersetzung mit dem Werk von Künstlerinnen zum Tragen kommen. Erscheinen diese Konfliktlagen auch nicht lösbar, so gilt es doch, Möglichkeiten ihrer Bearbeitung zu formulieren. Ich möchte die dahingehende Diskussion auf dem Kongreß in einer Schlußfolgerung zusammenfassen: Der Komplexität dieses Unterfangens wird die Arbeit mit wissenschaftlichen Mitteln, dem Ort des angemeldeten Unbehagens entsprechend, *innerhalb* der patriarchal geprägten Wissenschaftskultur, wohl eher gerecht als Forderungen nach einer „anderen“ Wissenschaft oder einer „ganz anderen“ Sicht. Das (*ganz*) *Andere* taugt auch als heuristische Formel nur wenig, es kommt einer patriarchalen Geschlechterdifferenzierung allzu nahe, die den Mann zum entlebten Vernunftwesen und die Frau aufgrund ihrer scheinbaren Vernunftferne zu seinem „Anderen“ macht. Es gelang auf dem Kongreß nicht immer, Natur und Frauen zu entkoppeln und deren Verhältnis differenzierter zu bestimmen, gelegentlich gebrauchte bildhafte Wendungen führten die mythisierende Ineinssetzung von Frauen und Natur fort. Fatale Züge kamen in die Diskussion, wenn etwa vom Patriarchat als *Verkehrung* die Rede war, was impliziert, daß es sich beim Patriarchat um die *Verfälschung* einer *richtigen*, noch dazu einer *frühen, ganzheitlichen* Ordnung handelt. Das hierin mitenthaltene Bild *von der friedlichen Natur* einerseits und das (*Selbst-*)*Bild von der konstruktiv agierenden Frau* andererseits blieben unangetastet.

Deutlich wurde für mich die Notwendigkeit, die feministische Kunstwissenschaft auch einmal vor dem Hintergrund zu verorten, daß in den westlichen Gesellschaften die Naturwissenschaften, vermittelt über die Technikentwicklung, Geisteswissenschaften und Kunst dominieren. Die derzeitige Kulturpolitik spricht für einen Ausbau dieser Gewichtungen – in bemerkenswerter Koinzidenz mit dem künstlerischen Trend zur Verwendung von Medien. Es scheint Anlaß genug zu geben, die derzeitige Auseinandersetzung mit der bildenden Kunst als Zeichensystem auf das Reflexionspotential der bildkünstlerischen Produktion zu beziehen. Die Konzentration auf künstlerische Formen der *repräsentationistisch-strukturellen Gewalt* läßt *Kunst als sinnliche Erkenntnis* aus dem Blick geraten. Ihre Möglichkeit zur sinnlichen Erkenntnis unterscheidet die bildende Kunst von den meisten anderen kulturellen Leistungsbereichen, sie stellt auch für Künstlerinnen eine wichtige Legitimationsgrundlage dar und könnte die Argumentationsbasis für eine kunstbezogene *Technikfolgenabschätzung* bilden.

Der auf dem Wuppertaler Kongreß allgegenwärtige Ressourcenbegriff scheint auch innerhalb des Kunstbereichs anwendbar zu sein. Viele historische (und auch lebende) Beispiele zeigen – das wurde schon verschiedentlich untersucht –, daß die Frau als Modell die Rohstoffquelle, als Anregerin die Inspirationsquelle, als Gefährtin die Kraft-, manchmal sogar die psychische oder materielle Lebensquelle des männlichen Künstlers sein kann. Dennoch sollte die Quellen-*Metapher* Anstoß erregen, behauptet sie doch für Frauen genauso wie für die Natur

eine Bewußtseinsunfähigkeit, während der männliche Künstler von Frauen aber nur profitieren kann, wenn ein *Interaktions*-Verhältnis zwischen ihm und einem Wesen vorliegt, das idealtypisch mit praktischen, kommunikativen und fachlichen Kompetenzen zu anteilnehmender Aktivität ausgestattet ist. Daß diese unterbewertet und (wie eben in der Ressourcen-Metapher) als prozessualer Teil des *Schöpferischen* unterschlagen wird, ist für dieses Arrangement konstitutiv. Deshalb dürfte es zu den Grundlagen für den Mythos der rein männlichen Kulturschöpfung und – das Ergänzungsmuster wird hier nicht verlassen – für den zuweilen auch auf feministischer Seite gepflegten Mythos vom *weiblichen Opfer* gehören. Und: Vermutlich stützen sich auf solche *Produktions-Verhältnisse* unter anderem jene Bildfindungen der Kunstgeschichte, denen eine eng geknüpfte Verweisstruktur zwischen *Frau* und *Natur* zugrundeliegt, wie dies inzwischen von mehreren Untersuchungen zur allegorischen und symbolischen Funktion vor allem des weiblichen Körpers kunstwissenschaftlich entfaltet wurde.

Vor dem Hintergrund des Gesagten wäre es wünschenswert, die Grundlagen zur Bestimmung des Verhältnisses zwischen Geschlecht und Natur auszubauen und den kunsthistorischen Bestand einmal mit Blick auf entsprechende Naturkonzepte zu sichten: Hierzu sollten Positionen und Erkenntnisse anderer Disziplinen, vor allem der Naturwissenschaften zu Rate gezogen werden. Desiderat ist meiner Meinung nach eine historisch dimensionierte, systematische Untersuchung der strukturellen Verbindungen und Verstrickungen zwischen der Kunst einerseits und Naturwissenschaft sowie Technik als kulturell federführende Gebiete andererseits, die sinnvollerweise bei den wichtigsten Umbruchphasen – Beginn der Neuzeit, 17. und 19. Jahrhundert – ansetzen würde. Ein vielversprechendes Feld könnte sich hier auftun, gerade für eine interdisziplinäre Zusammenarbeit.

- 1 So das Programmfaltblatt in Anspielung auf die kulturtheoretische Schrift von Sigmund Freud: *Das Unbehagen in der Kultur* [1930].
- 2 Wenn nicht anders ausgewiesen, gehen die Zitate entweder auf meine Niederschrift des Gehörten zurück oder stammen aus den jeweiligen Abstracts in der Tagungsmappe.
- 3 Carolyn Merchant: *Der Tod der Natur. Ökologie, Frauen und neuzeitliche Naturwissenschaft*. München 1987 [New York 1980].
- 4 Zitate und Hervorhebungen von Barba-

- ra Duden: *Keine Natur ohne Geschichte – Keine Geschichte ohne Natur: Zum Naturverständnis in historischer Perspektive*. Unveröffentlichtes Manuskript 1996.
- 5 Zitate von Elvira Scheich: *Wahrheit, Natur, Wirklichkeit: Zur Veränderung erkenntnistheoretischer Perspektiven durch die Technisierung von Objektivität; Eine Skizze*. Unveröffentlichtes Manuskript 1996.
- 6 Silvia Eiblmayr: *Die Frau als Bild. Der weibliche Körper in der Kunst des 20. Jahrhunderts*. Berlin 1993, S. 139.